

kritik & utopie ist die politische Edition im
mandelbaum *verlag*.

Darin finden sich theoretische Entwürfe
ebenso wie Reflexionen aktueller sozialer
Bewegungen, Originalausgaben und auch
Übersetzungen fremdsprachiger Texte,
populäre Sachbücher sowie akademische und
außeruniversitäre wissenschaftliche Arbeiten.

Nähere Informationen zu Beirat,
Neuerscheinungen und Terminen unter
www.kritikundutopie.net



Johann Heiss und Johannes Feichtinger (Hg.)

DER ERINNERTE FEIND

Kritische Studien zur »Türkenbelagerung«

Band 2

mandelbaum *kritik & utopie*

Gedruckt mit Unterstützung durch

Stadt Wien (MA 7 – Kultur und Wissenschaft)

Land Burgenland (Abteilung 7 – Kultur, Wissenschaft und Archiv)

Land Niederösterreich (Abteilung Wissenschaft und Forschung)

Land Steiermark (Abteilung 8 – Wissenschaft und Gesundheit)

Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut für Kulturwissenschaften
und Theatergeschichte

Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut für Sozialanthropologie

© mandelbaum *kritik & utopie*, wien 2013

alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Simon Hadler, Selma Mujić

Satz: Eva Kössner

Umschlaggestaltung: Michael Baiculescu

Umschlagbild: Johannes Feichtinger

Druck: Primerate, Budapest

Inhalt

JOHANN HEISS/JOHANNES FEICHTINGER

- 7 Einleitung
Die ‚Türken‘ als Stellvertreter für neue Feinde

Heldenkult & Sieg

ANNA ZIEMLEWSKA

- 26 Jan III. Sobieski
Legende und Kult des Siegerkönigs

ANDREA SOMMER-MATHIS

- 43 300 Jahre König Jan III. Sobieski auf den Wiener Bühnen
‚Türkengedächtnis‘, mediale Inszenierung und politische Propaganda

BOGUSŁAW DYBAŚ

- 73 „Der Retter Wiens“ und „Mit Habsburg gegen die Türken“
Jan III. Sobieski in den Werken von Gerda Hagenau und Otto Forst de Battaglia

CHRISTOPH AUGUSTYNOWICZ

- 91 Vom heroischen Subjekt zum politischen Objekt?
Das Bild Jan III. Sobieskis im Werk Oskar Haleckis

Verlust & Erinnerung

PÁL S. VARGA

- 108 Der Strukturwandel im kollektiven Gedächtnis am Beispiel
von Mohács

LÁSZLÓ LEVENTE BALOGH

- 121 Ungarische Erinnerungsmuster und ihre Wendepunkte
Mohács als Epochenkategorie und Erinnerungsort

HEINKE FABRITIUS

- 141 Das Erinnern der Künstler
‚Türkenbilder‘ bei Bertalan Székely, Gyula Benczúr und Ferenc Eisenhut

Staat, Politik & Medien als Vermittler

- WERNER SUPPANZ
162 An der „Kulturfront des Abendlandes“
*Diskurse und Inszenierungen der ‚Türkenabwehr‘ im
Austrofaschismus*
- JOHANNA WITZELING
185 ‚Türkenbelagerungen‘ in der Schule?
*Zur Vermittlung von Geschichtsbildern über 1683 im Wiener
Pflichtschulunterricht*
- JUDITH PFEIFER
211 1683 revisited
*Die ‚Türkenbelagerung‘ in österreichischen Zeitungen
1955–2010*

Geschichtspolitik historisch

- SIMON HADLER
244 Politik und Erinnerung
Polnisch-österreichische Verflechtungsgeschichten 1883 und 1983
- BURKHARD WÖLLER
265 „Die Türken zitterten – jedoch nicht vor den Polen,
sondern vor den Kosaken“
Der Bollwerk-Mythos bei den galizischen Ruthenen
- MACIEJ GÓRNY
285 ‚Asiatisches Barbarentum‘ in der Ethnopsychologie und
Rassenanthropologie im Ersten Weltkrieg
- JOHANNES FEICHTINGER
300 Der erinnerte Feind und nationale Integration
*Zentraleuropa im langen 19. Jahrhundert aus gedächtnis-
historischer Perspektive*
- MORITZ CSÁKY
323 Ambivalenz des ‚Türkengedächtnisses‘. Realität und Ideologie
Ein Nachwort
- 344 Abbildungsverzeichnis
346 Autorinnen und Autoren
350 Namensregister

JOHANN HEISS/JOHANNES FEICHTINGER

Einleitung

Die ‚Türken‘ als Stellvertreter für neue Feinde

Manche Feinde bleiben Feinde, zumindest in der Erinnerung. Im 19. und 20. Jahrhundert, dem Zeitraum, dem sich der zweite Band der Reihe *Kritische Studien zur »Türkenbelagerung«* widmet, wurde in Zentraleuropa vermehrt auf alte Feinde zurückgegriffen. Sie wurden neu erinnert und in aktualisierter Form dafür eingesetzt, Vaterlandsliebe und nationale Identität politisch zu legitimieren. Die größten Feinde der Vergangenheit waren die ‚Türken‘,¹ der so genannte Erbfeind, der das christliche Abendland und seine Machtstrukturen spürbar bedroht hatte. Die Osmanen waren im ausgehenden 18. Jahrhundert dauerhaft besiegt worden, das Feindbild ‚Türke‘ jedoch blieb erhalten und ist bis heute wirksam einsetzbar. Warum und wie ist es dazu gekommen? So lautet die zentrale Frage. Und warum weiß – zumindest in Österreich – jedes Kind bis heute, wer ‚uns‘ einst belagerte?

Der wesentliche Grund dafür, so die These dieses Bandes, liegt darin, dass kein Feindbild so sehr wie jenes der ‚Türken‘ wiederholt die politische Funktion erfüllen konnte, angesichts des Zerfalls alter Ordnungen neue Einheiten zu stiften. In der Politik war das die nationale Identität. Im 19. Jahrhundert verloren ältere Zusammengehörigkeitsvorstellungen lokaler, ständisch-sozialer und verwandtschaftlich-familiärer Art zusehends an Bedeutung. Die Nation verlangte nach neuen gründlicheren und umfassenden

1 Der Begriff der ‚Türken‘ wird in den *Kritischen Studien zur »Türkenbelagerung«* durch einfache Anführungszeichen markiert. Er wurde zwar auch in der Vergangenheit zur Bezeichnung der Osmanen verwendet, allerdings wurde und wird mit ihm das pluralistisch zusammengesetzte Osmanische Reich auf eine Gruppe reduziert. Die osmanischen Heere bestanden weder allein aus Türken noch allein aus Muslimen. Auch christliche Gruppen verschiedenster Ausrichtung kämpften in ihren Reihen.

deren Abgrenzungen, durch die sich der Anspruch auf Kongruenz von Territorium, Sprache und Volk sowie die Vorstellung eines geteilten Schicksals und von gemeinsamer Herkunft erfüllten. Die Durchsetzung einer Vorstellung von nationaler Identität bedurfte allerdings eindringlicher Überzeugungsarbeit (vgl. Judson 2006). Der Wir-Gruppe mussten Unterschiede zu dem Anderen deutlich vor Augen geführt werden. Die ‚Türken‘ repräsentierten in diesem Zusammenhang das ideale Andere: Vor anderen Feinden zeichnete sie ihre unterschiedliche Religion und ihr barbarisches Image aus, das ihnen fallweise, verstärkt nach dem Sieg über sie, zugeschrieben worden war. So konnten Differenzen besser vermittelt werden als durch andere, näher liegende Feinde. Auf diese Unterschiede wurde daher zurückgegriffen, als der Bevölkerung neue Gefahren von außen und von innen vermittelt, d.h. einsichtig und verständlich gemacht werden mussten. Die Bedrohungen waren verschiedener Art: Revolution oder Reaktion, feindliche Mächte, politische Gegner oder als zerstörerisch eingestufte Ideologien wie Faschismus und Bolschewismus. Diese neuen Bedrohungen wurden gleichsam als neue ‚Türkengefahr‘ vorgestellt, die neuen Feinde wurden mit den ‚Türken‘ gleichgesetzt, von denen man sich, da sie nun besiegt waren, leicht abgrenzen und abheben konnte. Damit wurde es möglich, sich selbst als Nation und als christliches Abendland aufzuwerten. Der Sieg über den Erbfeind wirkte noch in der Nachwelt integrativ: Furcht vor neuen Bedrohungen und Hoffnung auf neue Siege stifteten auf ähnliche Weise Identität. So paradox das auch klingen mag, sogar empfindliche Niederlagen konnten die Aussicht auf künftige Siege nicht verstellen. Die entsprechenden Narrative lauteten: *Wie damals, so auch heute* beziehungsweise: *Wenn wir zusammenrücken, werden wir siegen*. Die ‚Türken‘ stellten somit die idealen Stellvertreter für neue, noch zu besiegende Feinde beziehungsweise noch zu bewältigende Bedrohungen dar (vgl. Feichtinger/Heiss 2013: 10–13; vgl. für Ungarn: Hanebrink 2009: 114–124 und Balogh in diesem Band; vgl. für Österreich: Feichtinger in diesem Band; vgl. für Kroatien: Patterson 2009: 125–140; vgl. für Serbien: Dragan Prole 2013). Die Bedrohung durch die ‚Türken‘ war damit zu einer „Metapher“ (Wolff 2009: 148–153) geworden, durch die neue Bedrohungsszenarien prägnant vermittelt werden konnten. Zu diesem Zweck

wurden Denkmäler errichtet, Historienbilder gemalt, Theaterstücke aufgeführt, Ausstellungen gezeigt und Feiern inszeniert. Aktivitäten dieser Art nahmen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rasant zu.² Dank dieser Übertragungsmechanismen erfüllte das ‚Türkenfeindbild‘, das damit zugleich wach gehalten wurde, eine zentrale Identität stiftende Funktion: Wir-Gefühle wurden durch Abgrenzung gestärkt und damit (neue) politische Ordnungen legitimiert.

Der zweite Band der Reihe *Kritische Studien zur »Türkenbelagerung«* beschäftigt sich mit diesem erinnerten Feind und seiner politischen Verwendung im Zeitalter der Nationalisierung. Das zentrale Augenmerk richtet sich auf Österreich, Ungarn, Polen und die Ukraine. Dabei lassen sich jedoch, wie die Beiträge des Bandes zeigen, in den einzelnen Ländern – trotz ihrer räumlichen Nähe – gravierende Unterschiede feststellen.

Die aktualisierten ‚Türken‘

Schon im 16. Jahrhundert hatten Papst und Luther die Chiffre ‚Türke‘ als abwertende Kennzeichnung des jeweils Anderen verwendet: Luther wurde der ‚Türkenfreundschaft‘ geziehen, der Papst von Luther mit dem Antichristen und den ‚Türken‘ verglichen. Der Papst als Antichrist wurde als geistlicher Feind, der ‚Türke‘ als weltlicher Feind der Christenheit verstanden. Diese negative Aktualisierung der ‚Türken‘ wirkte durch Luthers Tischreden und Lieder Identität stiftend. Die integrierende Funktion der ‚Türken‘ wurde schon durch ihre Gleichsetzung mit dem Antichristen erkannt und genutzt (vgl. Höfert 2003: 60). Während im 16. Jahrhundert jedoch die ‚Türken‘ als Außenfeind tatsächlich vor Augen standen, waren sie im 19. Jahrhundert ein längst besiegtter, nur noch erinnertes Feind. Die zeitliche Distanz erlaubte es, dass sie nicht nur zur Konstruktion religiöser, sondern auch profaner Feindbilder eingesetzt werden konnten. Dafür bot der Nationalisierungsprozess zunehmend neue Möglichkeiten. Die ‚Türken‘

2 Zur Errichtung und politischen Verwendung hunderter ‚Türkendenkmäler‘ in Zentraleuropa vgl. die Plattform <http://www.tuerkengedaechtnis.oecaw.ac.at>.

wurden – wie schon oben erwähnt – zu idealen Stellvertretern für jeweils aktuelle Feinde, über die man sich gleichfalls Siege erhoffte.

So verwundert es nicht, dass in Österreich die unseres Wissens erste direkte politische Ingebrauchnahme der ‚Türken‘ als Platzhalter für neue Außenfeinde ins Jahr 1796 fiel. Mit den schweren Niederlagen an den italienischen Kriegsschauplätzen und der damit einhergehenden direkten Bedrohung durch die napoleonischen Heere wurde die Erinnerung an die ‚Türken‘ aktualisiert. In Graz soll anlässlich der Einweihung der auf den Jakominiplatz versetzten Marien- oder so genannten ‚Türkensäule‘ am 14. August 1796 an einer Hausfassade folgende Inschrift angebracht worden sein, in der die Mutter Gottes angesprochen wurde (vgl. Barbarics-Hermanik 2013: 219):

„Einst hast Du gegen Osten uns befreit
 Von Türken=Sklaverei und Ketten,
 Geruhe gegen Westen in dieser Zeit
 Von Franken-Freiheit uns zu retten.“³

Mit diesen Versen wurde der einstige Erbfeind dem aktuellen Feind, den als schwer besiegbare vorgestellten Franzosen, gleichgesetzt. Verbunden damit wurde auch die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, die neue Bedrohung, nämlich die „Franken-Freiheit“ aus dem Westen in gleicher Weise wie die „Türken=Sklaverei“ aus dem Osten siegreich abwenden zu können. Seit der Revolution von 1789 galten die Franzosen als Bannerträger der nationalen Idee. Ihnen hatten, wie Ernst Bruckmüller schreibt, die österreichischen „Gegner zunächst nichts Adäquates entgegenzusetzen“: „Sie mussten erst ihre eigenen nationalen Vorstellungen entwickeln.“ (Bruckmüller 1996: 28) Die Inschrift war ein erster zaghafter Schritt dazu.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wiederholte sich die Vorgangsweise, die ‚Türken‘ als Schablone für andere aktuelle Feinde anzuwenden, die auch im Inneren einer Nation gesucht und gefunden werden konnten, mögen sie sich durch Sprache, politi-

3 „Die Grundsteinlegung zur Marien=Säule auf dem Jacominiplatze (2. Juni 1796)“, in: *Tagespost*, 3.6.1896, S. 4.

sche Einstellung und/oder Konfession unterschieden haben. Dieses Verfahren wurde 1883 zur Zweihundertjahrfeier ebenso angewendet wie 1933 zur Zweihundertfünfzigjahrfeier und selbst noch 1983 zur Dreihundertjahrfeier des Entsatzes von Wien.

Die anhand der ‚Türken‘ konstruierten Abgrenzungen nach außen und innen wurden zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Räumen in Zentraleuropa auf verschiedene Weise genutzt. In Wien wurde der Sieg von 1683 im Jahr 1883 von den verschiedenen politischen Parteien in ihrem Sinn interpretiert und gebraucht. Die deutsch-liberale Partei sah darin „zuvörderst eine deutsche That“, verbunden mit dem Auftrag, „abzuwehren alle Angriffe“ auf Wien als „Hort deutscher Kultur“ (Neue Freie Presse 11.9.1883: 1). Die aktuellen Feinde, die mit den ‚Türken‘ gleichgesetzt wurden, waren in diesem Fall die Slawen der Monarchie sowie die slawenfreundliche, konservativ-klerikale Regierung Taaffe, während konservative Kräfte in der Befreiung des belagerten Wien von 1683 eine „staatsbildende und staatsershaltende“ Tat aller Völker der Monarchie sahen. Der aktuelle Feind war für sie der „gottlose Liberalismus“ (Das Vaterland 12.9.1883: 2f.). Verkürzt gesagt, wurde der historische Sieg über die ‚Türken‘ von den einen zur Stärkung der Vorherrschaft der deutschen Nationalität in Österreich, von den anderen im Sinne der Ideologie des habsburgischen Vielvölkerstaates zur Schwächung dieser Hegemonie eingesetzt (vgl. Healy 2009: 106–111, siehe auch den Beitrag von Johannes Feichtinger in diesem Band). Liberal zu sein konnte damals auch bedeuten, antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt zu sein. Die vorgebliche Bedrohung durch die „Judenherrschaft“ im Staat, nämlich durch „Presse“, „Gesetzgebung“ und „Geldmacht“ (Deckert 1894: 10–17), wurde mit der Bedrohung durch die ‚Türken‘ gleichgesetzt, ebenso wie der Sieg über die Osmanen Hoffnung gab, einst auch diese Judenherrschaft zu überwinden. Nicht nur der Titel der vom Wiener Pfarrer Joseph Deckert publizierten Kanzelreden „Türkennoth und Judenherrschaft“ belegt diese hoffnungsvolle Gleichsetzung, sondern auch das in ihnen geäußerte Bedrohungs- und Siegesszenario: „Ist also, so frage ich, die Gefahr, in der wir uns befinden, nicht eben so groß, ja noch größer als die Gefahr der Wiener vor 200 Jahren? Damals drohten erst die Sklavenketten; jetzt tragen wir sie schon“. Deckerts

„Hoffnung auf den endlichen Sieg“ über die „angemaßte Fremdherrschaft“ der Juden sollte „der Tag“ wahr machen, „an welchem verfassungsmäßig die Reemancipation der Juden ausgesprochen werden wird“. Dieser Tag „wird ein Tag des Sieges des Christentums sein, ebenso glorreich, wie einst der 12. Sept. 1683.“ (ebd.: 17–26)

In Ungarn überstrahlten die Nachwirkungen der verlorenen Schlacht von Mohács im Jahr 1526 die als Sieg gefeierte überstandene Belagerung von Kőszeg 1532. Sowohl Sieg als auch Niederlage führten letztlich zu heute noch immer aktualisierbaren Appellen für nationalen Zusammenhalt. Anlässlich der vierhundertsten Wiederkehr der Niederlage im Jahr 1926 wurde von den Festrednern die fehlende Eintracht der Ungarn als Grund für die verlorene Schlacht gesehen, mit der in Ungarn als ‚Diktat‘ wahrgenommene Vertrag von Trianon (1920) gleichgesetzt wurde. Daran ließ sich aber eine Hoffnung knüpfen: Wären die Ungarn jetzt einig, so könnte der in Trianon verhängte Friedensvertrag, der zum Verlust von zwei Drittel des ungarischen Territoriums und von einem Drittel der Bevölkerung führte, revidiert werden. Mit Ungarn als geteilter Nation und mit der Forderung nach der notwendigen Eintracht wird bis heute Politik gemacht. 1932, sechs Jahre nach der Feier von Mohács, fand das Vierhundertjahrjubiläum in Kőszeg unter Teilnahme der zum Teil gleichen Persönlichkeiten aus Politik und Kirche statt. Die als Sieg interpretierten Vorgänge von 1532 ließen ähnliche Schlussfolgerungen wie in Mohács jedoch nicht zu. Im Unterschied zum Wiener Sieg von 1683, der neue Siege versprach, ließen sich die Vorgänge in Kőszeg nicht in Hoffnung ummünzen. Vielsagend ist die Inschrift auf der Gedenktafel, die im anlässlich des Vierhundertjahrjubiläums von 1932 errichteten Heldentor angebracht wurde. Sie trägt folgenden Text:

„Zur Erinnerung an die wenigen unter Führung von Miklós Jurisics kämpfenden, aber einem Heer von Hunderttausenden sich siegreich widersetzenen 700 Helden anlässlich des vierhundertjährigen Jubiläums der türkischen Belagerung im

Jahre 1532 das – durch den so geschützten Westen mit Trianon beschenkte – Kőszeg“.⁴

1932 hatte sich die Hoffnung auf ein wiederhergestelltes Großungarn jedenfalls noch immer nicht erfüllt, angesichts des dadurch verletzten magyarischen Nationalgefühls blieben – wie die Inschrift zeigt – nur noch Ironie und Zynismus.

In Polen wurde im Jahr 1983 der entscheidende Beitrag des Königs Jan III. Sobieski unter einem zentralen Vorzeichen erinnert: Wir Polen haben 1683 das christliche Abendland vor der islamisch-orientalischen Bedrohung gerettet und daher – nach einer langen Zeit der Teilung der Nation – das Anrecht erwirkt, nun nicht nur als Nation, sondern vor allem auch als westliche, d.h. europäische Nation wahrgenommen zu werden. An Sobieskis Sieg ließ sich die Hoffnung auf Befreiung knüpfen: vom real existierenden Sozialismus sowie von dem im Dezember 1981 ausgerufenen Kriegsrecht, das jenen noch spürbarer erscheinen ließ.

Heldenkult & Sieg

In Polen ließ sich – wie gezeigt wird – mit Hilfe der ‚Türken‘ *ein* Held in den Vordergrund rücken: König Jan III. Sobieski, mit dem die polnische Nation und damit die nationale Identität erweckt und propagiert werden konnten. Die ‚Türken‘ fungierten demnach in Polen hauptsächlich als ein Mittel dazu, die Person Sobieskis als Helden und ‚Türkenbezwinger‘ hell erstrahlen zu lassen. Durch Feierlichkeiten, Theateraufführungen und Denkmalsetzungen wurde Sobieski im 19. Jahrhundert zu einem Helden gemacht, u.a. im Jubiläumsjahr 1883 in Konkurrenz zu Wien und im 20. Jahrhundert durch Historikerinnen und Historiker wie Oskar Halecki, Gerda Hagenau und Otto Forst de Battaglia. Davon berichten in diesem Band Anna Ziemlewska, Andrea Sommer-Mathis, Bogusław Dybaś und Christoph Augustynowicz.

Anna Ziemlewska untersucht in ihrem Kapitel die Entstehung und Entwicklung des Heldenmythos und der Legendenbildung um Jan III. Sobieski in Polen von 1683 bis ins 21. Jahrhundert. Der Heldenkult verdichtete sich um die Jahrestage des Wiener Sieges. Der Polenkönig repräsentierte als letzter großer

4 Übersetzung: Dr. István Bariska, ehemaliger Stadtarchivdirektor von Kőszeg.

Sieger während der nahezu hundertfünfzigjährigen Teilung die staatliche Einheit, wobei er in den verschiedenen Teilungsgebieten (Russland, Österreich und Preußen) unterschiedlich und verschieden stark erinnert wurde. Unter den Aktivitäten stachen die Zweihundertjahrfeiern in Galizien (Krakau und Lemberg) hervor, in denen Sobieski die Macht der polnisch-litauischen Adelsrepublik verkörperte und in denen sein Sieg auf die Wiedererrichtung eines nunmehr nationalen Staates Hoffnung machte. Im 20. Jahrhundert diente die Aktualisierung des Wirkens Sobieskis dazu, den 1918 wieder errichteten unabhängigen Staat zu stabilisieren, d.h. nationale Identität aufzubauen. Vorurteile gegenüber ‚Türken‘ und die Türkei wurden dabei kaum geschürt.

Wie Andrea Sommer-Mathis zeigt, verhielt es sich auf den Bühnen Wiens, wo der Polenkönig über die Jahrhunderte nicht weniger prominent auftrat, anders. Seine Interpretation unterlag, den politischen Anforderungen entsprechend, ständig Um- und Neudeutungen. Vor dem 200. Jahrestag des Entsatzes von Wien 1883 wurde die Figur Sobieskis als der Held von Wien inszeniert, danach wandelte sich die Art seiner Darstellung in Österreich entscheidend: Jan III. wurde als mutloser Feigling charakterisiert, andere vornehmlich österreichische und Wiener Helden traten, je nach politischer Ausrichtung der Theaterschriftstellerinnen und Theaterschriftsteller, an seine Stelle. Zum 250. Jahrestag 1933 wurde Sobieski in Theater und Hörspiel kein Stellenwert beigemessen; wenn er auftrat, so wurde er kritisch beurteilt und seine historische Leistung geschmälert; ebenso 1983, als Sobieski und die anderen Anführer der Sieger ihren Heldenimbus völlig verloren und bestenfalls als selbstsüchtige Witzfiguren dargestellt wurden.

Die Historikerinnen und Historiker hatten sich seit 1683 mit der Verteidigung und dem Entsatz von Wien beschäftigt. Die im Vorwort zu Band 1 *Geschichtspolitik und ‚Türkenbelagerung‘* begonnene, zugegeben lückenhafte Aufzählung von Historikerinnen und Historikern und ihren Werken (Feichtinger/Heiss 2013: 10f.) kann bis in die jüngste Zeit fortgesetzt werden. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert rückte eine historische Figur zusehends ins Zentrum der Auseinandersetzung, Jan III. Sobieski. Bogusław Dybaś setzt sich in seinem Beitrag mit den beiden bedeutendsten

deutschsprachigen Biografien des Polenkönigs auseinander. Otto Forst de Battaglia (1889–1965) schildert Sobieski in der 1946, im 250. Jahr nach seinem Tod, erschienenen Biografie als einen Herrscher mit einem klaren Lebensplan, mit einer Aufgabe, der er sein Wirken unterordnete, nämlich Europa von den ‚Türken‘ zu befreien. Gerda Hagenau (1918–2004) behandelt in ihrer zum 300. Jahrestag des Entsatzes von Wien veröffentlichten Biografie ihren Helden kritischer und sein Handeln ironisch distanzierter. Sie zeichnet ihn dennoch als Gegenbild von Kaiser Leopold I., der noch vor der Belagerung aus Wien geflüchtet war. Beide, Forst de Battaglia und Hagenau, bewerteten Sobieskis Beitrag zum Entsatz von Wien als entscheidende und als ruhmreiche Tat.

Christoph Augustynowicz bezieht sich auf die zum 250. Jahrestag der Schlacht am Kahlenberg ursprünglich in französischer Sprache erschienene Geschichte Polens von Oskar Halecki (1891–1973), in der auch er Sobieski eine wichtige Rolle beimisst. Der siegreiche Held Jan III. diene ihm vor und nach dem Zweiten Weltkrieg als Richtungweisendes Vorbild für den Umgang mit aktuellen Gefährdungen Polens und den Möglichkeiten ihrer Überwindung. Vor diesem Hintergrund entwickelte Halecki das für ihn grundlegende, heute noch gängige Ostmitteleuropa-Konzept, mit dem er Polens historische Stellung als *antemurale christianitatis* in seine Gegenwart übertrug und gegen die Sowjetunion als neuen Feind richtete. 1952 veröffentlichte er im US-amerikanischen Exil sein Konzept in dem ursprünglich in englischer Sprache verfassten Werk *Grenzraum des Abendlandes. Eine Geschichte Ostmitteleuropas*. Man muss wohl annehmen, dass der Sieg Sobieskis ihn dazu ermächtigte, die 1945 vollzogene territoriale Ordnung, in der sich die Ausdehnung der geopolitischen Machtstellung der Sowjetunion manifestierte, durch die von ihm neu vorgestellte beziehungsweise erfundene Region in Frage zu stellen.

Verlust & Erinnerung

In Ungarn sind die ‚Türken‘ als Feindbild Anfang des 19. Jahrhunderts erstaunlicherweise absent. Aktualisiert wird jedoch die Schlacht von Mohács, die sich dafür eignet, mit anderen für Ungarn nachteiligen Ereignissen wie dem Friedensvertrag von Trianon (1920) verglichen zu werden. Damit hilft diese Art von Erin-

nerung, Ungarn als Opfer zu präsentieren, Schuldige zu suchen und zu finden, nämlich Uneinigkeit im Inneren und Feinde von außen. Auch die Selbstdarstellung als Opfer lässt sich für nationale Selbst(er)findung und Authentisierung gebrauchen: Wir haben alle die selbe Niederlage erlitten, uns verbindet das selbe Schicksal, deswegen gehören wir zusammen.

Pál S. Varga beschäftigt sich in seinem Beitrag mit der Schlacht von Mohács in der ungarischen literarischen Überlieferung. Dabei setzt er sich zum Ziel, eine Epochengrenze herauszuarbeiten, die von unterschiedlichen erinnerungsrelevanten Verarbeitungspraktiken in der Literatur der Zeit vor und nach 1800 zeugt. Vor 1800 wiederholte sich gemäß Ciceros Diktum *historia magistra vitae* die Vergangenheit, d.h. die verlorene Schlacht von Mohács, in der jeweiligen Gegenwart. Beide, Vergangenheit und Gegenwart, wurden direkt miteinander in Bezug gebracht. Mohács war *ein* Glied in einer homologen Reihe verlorener Schlachten. Die Verlierer waren Helden, die des Gedenkens würdig blieben. Nach 1800 wurden vor dem Hintergrund der sich herausbildenden nationalen Erzählung Vergangenheit und Gegenwart als getrennt aufgefasst. Geschichte wurde prozesshaft begriffen, mit Mohács begann der Verfall Ungarns. Die Helden von Mohács mussten dem Vergessen entrissen werden, weil die schicksalhafte Niederlage den Ungarn Gemeinschaftssinn vermittelte. Mohács erfüllte seither für ein ungarisches Kollektiv die Funktion eines Gedächtnisorts, der dem drohenden Vergessen Einhalt gebieten soll.

László Levente Balogh greift diesen Faden auf und bringt die Überlieferung der Schlacht von Mohács – diesen zentralen ungarischen Erinnerungsort – mit zwei Epochenschwellen in Verbindung: die eine teilt die Zeit in eine Epoche vor und in eine nach der Niederlage. Die Zeit nach der Niederlage stellt eine Zeit des Verfalls dar. In ihr wiederholen sich die Niederlagen in Variationen wie z.B. 1849 in Világos, als die russische Armee die ungarische Revolution beendete, 1920 in Trianon oder 1956 im niedergeschlagenen antisowjetischen Aufstand. Die erste Schwelle ist ort- und zeitlos: Mohács ist immer und überall. Die zweite Schwelle ist dadurch gekennzeichnet, dass sie historische Abläufe unterbricht und dass durch sie neue Anfänge gesetzt werden können. Im Gegensatz zur ersten ist sie beweglich, sie verschiebt

sich also gemeinsam mit der jeweiligen Gegenwart. An den Jahrestagen der verlorenen Schlacht des Jahres 1526 (1926, 1956, 1976, 2011) wird die Überwindung ähnlicher Katastrophen wie jener von Mohács (auf den Feierlichkeiten 1926 z.B. der ‚Diktatfriede‘ von Trianon) und der dafür notwendige Zusammenhalt von den jeweils führenden Politikern Ungarns beschworen und in der jeweiligen Gegenwart ein Sieg in Aussicht gestellt. In diesem Modus der Erinnerung traten die ‚Türken‘ völlig in den Hintergrund. Sie gaben nur den Anstoß sich zu erinnern, die Feinde waren und sind jedoch andere. Während die ‚Türken‘ unmittelbar nach 1848/49 noch mit den Habsburgern gleichgesetzt wurden, stellten jene 1885, unmittelbar vor der Zweihundertjahrfeier der Rückeroberung Budas, kein Feindbild mehr dar. Das mit dem Ausgleich von 1867 mehr oder weniger ‚befreite‘ Ungarn war nunmehr um die Nationalisierung bemüht, bei der das ‚Türkenfeindbild‘ – anders als in Österreich – nicht eingesetzt wurde.

Die mit der Nationalisierung verbundenen Aufgaben machten sich auch die drei Historienmaler, deren „Türkenbilder“ Heinke Fabritius in diesem Band behandelt, zu eigen, aber auf unterschiedliche und selbstbestimmte Weise: Bertalan Székely, mit Begeisterung auf Seiten der Revolutionäre von 1848, traf mit seinem 1885 vollendeten Auftragswerk *Der Ausbruch Zrinyis aus der Burg von Sziget 1566*, das als Agitation gegen die habsburgische Unterdrückung verstanden wurde, nicht mehr den Nerv der Zeit. Gyula Benczúr, der sein 1896 anlässlich der Milleniumsfeierlichkeiten gezeigtes Bild *Die Rückeroberung Budas 1686* auch im staatlichen Auftrag malte, thematisierte zwar ein wesentliches nationalgeschichtliches Ereignis, dem am Boden liegend dargestellten osmanischen Statthalter von Buda wurde jedoch Achtung entgegengebracht. Im Zuge des aufkommenden Turanismus, der sich später für nationalistisch-rassistische Zwecke gebrauchen ließ, wurde die Verbundenheit der Magyaren mit den ‚Türken‘ und die gemeinsame Herkunft in den Vordergrund gerückt. Diese Vorstellungen stehen im Zentrum des Bildes *Gül Babas Tod* (1886) von Ferenc Eisenhut, der sein erfolgreiches Werk nicht im staatlichen Auftrag schuf. Das Bild wurde auf der Milleniumsausstellung von 1896 gezeigt.